Schweizerdeutsch- um jeden Preis?

Autor(en): **Wiesmann, Louis**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1983)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421375

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

schlagzeilenbreit: „Menschen, Märkte, Musikanten"; „macht müde Männer munter"; „Terror, Träume, Tramps und Trips"; „wir wollen Wulle" usw.
Das eingangs angeführte lokale „Wort zu Wagner" könnte genausogut ironisches Wahrwort zum werbesprachlichen Alltag sein. Und auch die Kompositafreude verbindet Wagner auf frappierende Weise mit den Medien von heute: bewußte Wirkstrategie, gezielte Zweckdienlichkeit heißt die gemeinsame Formel der „Ungleichen". Erreicht wird ein Aufmerken des Hörers/Lesers, gefördert wird intensiveres Auf- und Annehmen. Im Rahmen der Kunst wird assoziative Phantasie freigesetzt und entfaltet; Wagner zeigt es auf gesamtkunstwerklich-harmonische Weise. Die Dissonanzen seiner an (höchst seltenen) sinnfreien Lautspielereien („Wagalaweia! Wallala weiala weia"; Leialalei! Heia Heia!" „Hojotoho! Hojotoho, Heiaha!") orientierten Kritiker bewirken Gewichtiges: die Lebendigkeit der Auseinandersetzung mit Wagners Musik und mit seiner Sprache, mit dem gesamten Klangkörper seines Werkes. Leben gehört wesenhaft zur Sprache. Sprachgestaltungen, über die man nicht spricht, sind tot, von diskussionsbelebten aber geht erneute Strahlkraft aus: Ausstrahlungen, von denen die Gegenwartssprache in ihrem steten Wechsel und Wandel nicht unberührt, nicht unbeeinflußt bleiben kann — und solcherart haben die „-Jahre" etwas kreativ-sprachlebendig Gutes.

Schweizerdeutsch — um jeden Preis?

Als ausgewiesener Kenner und zugleich mit dem Herzen Beteiligter legt Arthur Baur ein Buch vor, das für eine weitere Öffentlichkeit gedacht ist und das Schweizerdeutsche nach verschiedenen Gesichtspunkten darstellt.* Wir erfahren, wie sich unsere eigenste Sprache vom Althochdeutschen bis auf den heutigen Tag entwickelt hat, durch welche Merkmale sie sich vom Hochdeutschen abhebt, welche Unterschiede zwischen den Dialekten bestehen, wie sich die Forschung des Gegenstands annimmt und wie sich die Dialekte heute, hauptsächlich in den Städten, wegen der starken Binnenwanderung abschleifen. Das ist alles ausgezeichnet beschrieben und liest sich geradezu spannend.

* ARTHUR BAUR: *Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?* Gemsberg-Verlag, Winterthur 1983. Gebunden. 152 Seiten. Preis 22,80 Fr.

Bloße Information will aber Baur nicht liefern, vielmehr macht er sich zum Anwalt der heutigen Dialektwelle. Jeder Fußbreit Boden, den die Mundart gewinnt, entlockt ihm Freude. Fernsehen und Radio haben recht, wenn sie den Hörer und Zuschauer in der ihm vertrauten Sprachform anreden; die Schule tut gut daran, die Kinder nicht allzu sehr der fremden Luft des Hochdeutschen auszusetzen; Welsche und Tessiner haben es hinzunehmen, daß wir für sie unverständlich reden, und sollen nach dem Vorbild von Bundesrat Chevallaz einen eigenen Dialektkurs hinter sich bringen, wenn sie sich mühelos mit uns unterhalten wollen; und wenn Feriengäste uns nicht verstehen, macht das auch nicht viel.

Diese knappe Zusammenstellung zeigt auf, wo die Fragwürdigkeit von Baurs Überzeugungen liegt. Ihm zufolge soll sich der Schweizer ganz in seiner eigensten Sprache zuhause fühlen, und man soll ihm die leidige Pflicht abnehmen, hochdeutsch zu reden, wenn er es doch so ungern tut. Es darf schon die Frage gestellt werden, wo da die Menschenfreundlichkeit bleibt, ob die Schweiz keine Drehscheibe in der Mitte Europas mehr sein darf, ob der Sinn des Redens nicht der ist, verstanden zu werden? Und eine zweite Frage: Ist uns der föderalistische Gedanke, der gerade von der deutschschweizerischen Mehrheit Entgegenkommen gegenüber den anderssprachigen Eidgenossen verlangen würde, keine Anstrengung mehr wert? Auch die vielgepriesene Identität, die uns ein fast ausschließlicher Dialektgebrauch sichern soll, ist nicht nur ein Vorteil, weil sie auch selbstherrliche Isolation und Provinzialismus mit sich bringt. Zudem: Fehlte früheren Generationen ein solches Zuhausesein bei sich selbst?

Baur ist überzeugt, daß uns das Hochdeutsche nicht verlorengeht, würde das auch ausdrücklich bedauern. Wie aber, wenn heute schon Maturanden und Studenten achselzuckend erklären müssen, sie könnten das Hochdeutsche nicht, es sei in ihrem Gymnasium kaum mehr gesprochen worden? Vom bloßen Lesen lernen die wenigsten eine Sprache, sie muß ausgiebig geübt werden.

Die Stimme von Lehrern und Universitätsdozenten, die in einer Pressemitteilung mit eindrücklichen Argumenten den Mahnfinger erhoben haben, wird zwar zitiert, aber kommentarlos beiseite geschoben; offenbar lohnt es sich nicht, auf solche Kassandrarufe einzugehen. Bei der Lektüre von Baurs Buch ist es dem Schreibenden wiederholt vorgekommen, als hätte er Max Frischs Bühnenstück „Biedermann und die Brandstifter" neben sich aufgeschlagen. Die Gefahr der sogenannten Hollandisierung kann nicht so ohne weiteres mit freudvoller Zuversicht ignoriert werden, als ob es sie nicht gäbe.

So wird man denn des verdienstvollen und, es sei nicht verhohlen, sympathischen Buchs nicht recht froh. Es ist dennoch gut, daß es vorliegt. Die Ehrlichkeit, die Klarheit, der Nachdruck der Argumentation fordern das Nachdenken heraus, und wer mit Baur nicht einiggeht, tut gut daran, das Buch ernst zu nehmen und seine eigene Ansicht zu überprüfen. Man muß zum Beispiel zugeben, daß den meisten unserer Landsleute das Hochdeutsche schwer über die Zunge geht, namentlich wenn die Schulzeit weit zurückliegt. Aber sollen sie das damit büßen, daß sie auf das Gespräch mit Leuten, denen der Dialekt fremd ist, verzichten? Man darf sich schon fragen, warum der Deutschschweizer mit vielbewundertem Eifer Französisch, Englisch, Italienisch lernt, um fremdsprachigen Partnern entgegenzukommen, sich dagegen dem hochdeutsch Sprechenden verschließt. Wäre es nicht gegeben, für eine bewußtere Zuwendung zur zweiten, entlegeneren Form unserer Muttersprache zu werben, statt das Gegenteil zu tun? Menschliche Öffnung ist immer etwas Schönes. Sie wäre auch gegenüber den Bundesdeutschen zu begrüßen, die uns heute so viel Sympathie entgegenbringen.

Wir stecken zurzeit mitten in einer entscheidenden Auseinandersetzung. Ich bin dafür, daß wir das mögliche tun, um unsere Zugehörigkeit zu der weiten und für uns unentbehrlichen deutschen Kultur zu bewahren. Eine passive Teilhabe darf uns nicht genügen, wir wollen wie bisher an ihr mitwirken. Darum ist in der Schule das Hochdeutsche zu pflegen, auch sorgfältig grammatisch und stilistisch zu schulen. Solche Schulung führt zu einem Sprachbewußtsein, ohne das eine gleich bewußte Pflege des Dialekts nicht denkbar ist — und wie wäre diese bei der Verwaschenheit des Redens nötig, die allzu viele Deutschschweizer an den Tag legen!

Zuletzt noch ein Wort zu den Landsleuten anderer Zunge. Sie sollten halt Dialekt lernen! Schön, aber welchen? Mit dem Berndeutschen verstehen sie keinen Sanktgaller, mit dem Zürichdeutschen kaum einen Basler. Ist es da nicht an uns, ihnen entgegenzukommen und die Schranken abzubauen? Man möchte die Deutschschweizer manchmal schon um etwas mehr sprachliche Liebenswürdigkeit bitten. *Louis Wiesmann*